Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 16

Artikel: Eine Italienreise zur Kriegszeit [Fortsetzung]

Autor: Leupin, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635858

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

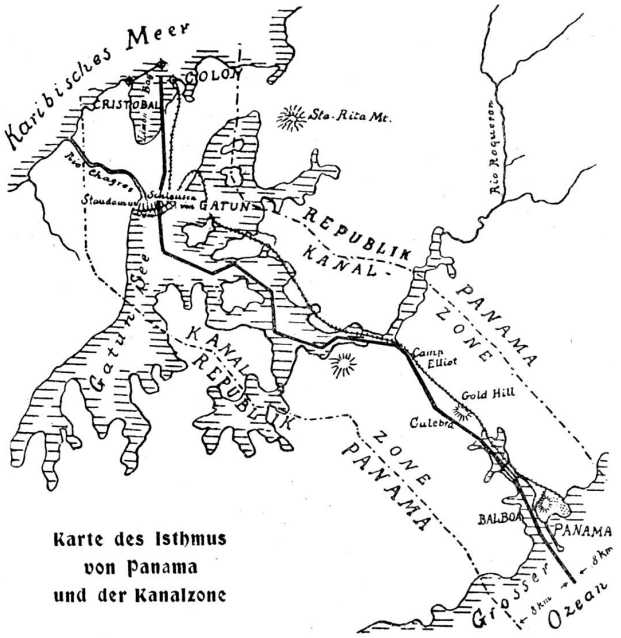
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

war, daß man über ihre Entstehung und Verbreitung sicher orientiert war, konnte der Kampf gegen diese Uebel mit



Karte des Isthmus von Panama und der Kanalzone

Erfolg aufgenommen werden. Es gereicht uns zur Freude, konstatieren zu können, daß als einer der hervorragendsten Förderer der Moskitoforschung der Berner Professor Dr. A. Goeldi genannt wird. Bekanntlich wird das gelbe Fieber, das meist tötlich verläuft, durch den Stich der Moskitos (Stechmücke) verbreitet und zwar durch den des Weibchens der tropischen Spezies „Stegomya fasciata". Schutz gegen die Moskitos und Vernichtung der Moskitos bedeutet also die einzig wirksame Präventivmaßregel gegen die tückische Krankheit. — Die Erkenntnis, daß auch das Malariafieber, das zwar nicht absolut tötlich wirkt, aber doch zu Siechtum und verminderter Arbeitsfähigkeit führt, durch Stechmücken, die Moskitos-Art „Anopheles", verbreitet wird, ließ die Vernichtung möglichst aller Moskitobrut im Gebiete der Kanalzone als die wirksamste Maßregel erscheinen. Es galt also zunächst, die Gegend zu entseuchen. In großartiger Organisation wurde diese Arbeit ausgeführt. In den Häfen, die als Auswanderungshäfen nach der Kanalzone in Betracht fielen, wurde strenge Quarantäne gehandhabt, damit die Krankheiten nicht eingeschleppt werden konnten. Die Arbeiter der „Sanitäts-Brigade" hatten für peinliche Reinhaltung aller Arbeiter-Wohnungen zu sorgen. Sie hatten ferner die Aufgabe, allen Unrat wegzuräumen, alle Wassertümpel zu tilgen oder, wo dies nicht möglich, mit einer Petrolmischung zu bespritzen und zu immunisieren. Diese Maßregel wirkte Wunder. Seit 1906 ist in der ganzen Zone kein einziger Fall von gelbem Fieber mehr konstatiert worden; auch die Malaria ist überraschend stark zurückgegangen. Seit 1907 weist die Kanalzone Gesundheitsverhältnisse auf, die sich mit denen in den gesundesten Tropengegenden vergleichen lassen. Zum Schutze gegen die Malaria-Moskitos verwendete man für alle Fenster- und Türöffnungen Kupferdrahtgeflechte von 1,5 Millimetern Maschenweite und Chiningaben. Die Hygiene wird außerordentlich streng gehandhabt. Die Zone steht unter Alkoholproibition. Die Arbeiter sind zu täglichen Douchenbädern und zu strengster Reinlichkeit verpflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Italienreise zur Kriegszeit.

Von A. Leupin. — (Fortsetzung.)

Dort fiel ich unversehens den Vertretern der Fremdenindustrie zum Opfer. Als ob die wunderschönen Paradiesespforten von Ghiberti eigens für sie am Ostportal des Baptisteriums St. Johannis eingehängt worden wären, lauerten dort vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung Ansichtskartenhändler und Plakettenverkäufer auf die Fremden. „Uccelloo!" flötete eine krächzende Fistelstimme in meiner Nähe. „Uccelloo!" echoten mit frohlockendem Ausklingenlassen des o ein Dutzend Tenöre und Bässe aus der Ferne. „'s ist schon einer im Netz!" sollte das wohl heißen. Schlangen gleich wanden sie sich von allen Seiten heran, den Oberkörper grüßend auf und ab wiegend. Da gab's kein Entrinnen. Wollte ich die reiche Bronzearbeit hinter dem Eisengitter aber in Muße genießen, so mußte ich mir die Quälgeister durch Ankauf einiger Ansichtskarten rasch vom Halse schaffen. Da soll einer kommen und behaupten, er wäre auch ohnedies mit ihnen fertig geworden. Billige Kritik. Hätte der die Schlangenzungen bei den Paradiesespforten reden hören! Die Eva fiel bekanntlich den Lockungen der einen zum Opfer, wie hätte ich, ihr erblich belasteter Sohn, einem Dutzend widerstehen sollen? Ich kaufte zur Rechten; ich kaufte zur Linken, alles Spezialartikel natürlich, wie sich solche gebildete Handelsleute auszudrücken pflegen. „Nun aber, bitt' schön! Jetzt möchte ich die Bronzearbeit studieren." „Einzelbilder der Paradiesespforten von Ghiberti aus dem 15. Jahrhundert kaufen Sie hier mit dieser spottbilligen, soigniert ausgeführten illustrierten Ansichtskartenkollektion," empfahl die Fistelstimme. Und hinter ihrer hagern äußern Erscheinung tauchte ein fettwanstiger Spielwarenverkäufer auf. Der frische Frühlingswind blies mir neckisch die farbigen Ballons zu und die Aeffchen tanzten am Bauchkasten. Nein, das war zu toll. Ich floh die Paradiesespforten und wagte mich nie mehr in ihre gefährliche Nähe.

Sehr wohltuend dagegen wirkte die Ruhe in der einsamen Uffiziengalerie, die ich am Nachmittag besuchte. In den ersten Sälen träumten die alten Meister von den Idealen längst entflohener Zeiten, und die weite Flucht der anstoßenden Räume barg ihre unsterblichen Werke, deren Farbenharmonie und Formenfülle sie in jahrzehntelangem Ringen dem Pinsel abgetrotzt. Kaum hatte ich mich auf einem Ruhepolster niedergelassen, so fing es rings um mich her geheimnisvoll zu flüstern und zu wispern an. Hundert flehende und dankende, liebkosende und abwehrende Hände lebten auf und erzählten von den wechselnden und doch ewig gleich bleibenden Stimmungen und Leidenschaften der Menschenseele. Gab es heute noch solch formschöne, sprechende Hände, wie sie die Alten auf die Leinwand gebracht haben? Auf dem Heimweg suchte ich sie in den belebten Gassen der Stadt umsonst. Zerarbeitete, tote Hände brachten die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den Werkräumen. Dicke, fleischige Greifinstrumente hielten die Weingläser an den Tischen vor den vornehmen Restaurants und nervös fingerten die mageren Handknöchel junger Damen und Herren an den Schirmchen und Spazierstöcken. Da, wo ich der ausgeglichenen Gestalt nach zu schließen eine formschöne Hand erhoffte, stak sie eingepreßt in einem Lederhandschuh. Enttäuscht kehrte ich in die Pension zurück. Hier traf ich neue Gäste. Zwei Damen aus Siena wurden mir vorgestellt. Mechanisch bot ich erst der Mutter, dann der Tochter die Hand zum Willkommgruß. Da waren sie ja, die ich suchte, die klassisch formschönen Hände! Behutsam, wie man einen zerbrechlichen Kunstgegenstand anfaßt, nahm ich die zarte Rechte. Wir gingen zu Tische. Ich kam zur Linken der bewunderten Hände zu sitzen. Immer wieder suchte sie mein verstohlener Blick. In elegantem Bogen überspannten die ebenmäßigen Finger der Linken das Lilienmuster des Tisch-

tuches, und mit zierlichem Griff führte die Rechte den Löffel zum nippenden Munde. O, wie anmutig diese Hände das Brot brachen! Unterhaltend muß ich wohl nicht gewesen sein; denn ich erinnere mich noch gut an die geschickten Anstrengungen der Hauswirtin, ein allgemeines Tischgespräch im Fluß zu halten. Uebrigens war es klug gewesen, diese feinen Frauenhände sofort zu genießen; denn zum nächsten gemeinsamen Mahl erschienen sie nicht mehr. Die Damen seien Inhaberinnen eines Modegeschäftes in Siena und kämen öfters auf einen Tag nach Florenz, um die Pariser Modeneuheiten zu studieren. Im Laufe des Vormittags seien sie wieder abgereist, vernahm ich so nebenbei. (Aus Italien zurückgekehrt, mußte ich selbstverständlich meine Reiseerlebnisse erzählen. Die Hand, um welche ich in meiner angeborenen Schwärmerei seinerzeit bei meinem jetzigen Schwiegervater angehalten hatte, wollte ich nichts von der schönen Hand der zarten Sienesin wissen lassen. Als ich aber einst nichtsahnend in meine Schreibstube trat, sah ich sie diese Kunstbeichte halten. Ob jetzt diese meine dritte Hand die Bewilligung zu einer zweiten Italienreise unterzeichnen würde, dürfte nun fraglich erscheinen.)

Am Gründonnerstag hatte ich im Kloster San Marco die Zelle des einstigen Priors Girolamo Savonarola besucht, im Palazzo Vecchio seine Kolossalstatue bewundert und stund nun ehrfurchtsvoll am Bronzerelief auf der Piazza della Signoria, wo der Reformator am 23. Mai 1498 gehängt und verbrannt worden war. Da kreuzte ein Bekannter, Prediger einer evangelischen Gemeinde, den Platz und lud mich ein, ihn auf einem Krankenbesuch zu begleiten. Wir sprachen von Einst und Jetzt, von der Kampfperiode Savonarolas und von dem Kampf der Evangelischen, den sie in Italien noch heute bestehen müssen, um sich einen Platz an der Sonne zu sichern. Die lärmende Stadt hinter uns lassend, stiegen wir die grünen Berglehnen hinan, wo mitten in der von Olivenlaub weißlich schimmernden Landschaft, zwischen spitzen, schwarzen Zypressen ein verträumtes Kloster lag. Jetzt war dort ein Militärspital, eine Stätte tätiger Menschenliebe. An der Klosterpforte wies mein Begleiter seine Rotkreuzkarte. Wir traten ein, gingen durch den Säulengang des quadratischen Klosterhofes und stiegen eine halbdunkle Steintreppe hinauf zu den Krankenzimmern. Oben wurden wir von der Oberschwester empfangen. Kaum hatte sie erfahren, daß der evangelische Prediger einen Patienten seiner Glaubensgemeinschaft besuchen wolle, so stellte sie sich in schroff abweisender Haltung zwischen uns und die Türe des Krankenzimmers. Der Soldat sei, soviel sie wisse, gut katholisch. Sie hätte überhaupt keine Evangelischen im Militärspital des Klosters. Mein unerschrockener Begleiter unterließ es nicht, der Oberschwester in gemäßigtem Tone nahezulegen, daß er über zwei ihrer Patienten entschieden besser informiert sei. Die zweite Adresse stund zu ihren Diensten. Eisiges Schweigen war die Antwort. „Sind wir nicht," knüpfte der Prediger die Diskussion wieder an, „sind wir nicht e i n e s Herrn Diener?" Sie rührte sich nicht. „Sind wir demnach nicht Schwester und Bruder?" Ein Neigen des stolzen Frauenhauptes schien anzudeuten, daß es im Grunde so sei. „So reichen wir uns als wahre Streiter Christi die Hand zum Frieden, hier am Bette eines Armen, der durch den Unfrieden der Menschen schwere Leiden erdulden muß." Nun reichte sie ihm mit raschem Entschluß, der sie sichtlich einen harten inneren Kampf gekostet hatte, die Hand und öffnete mit einladender Bewegung die Tür zum Krankenzimmer. Im hintersten Bett in der Fensterecke hielt der aschgraue Kranke eben sein Nachmittagsschläfchen. Der Seelsorger wollte sein Erwachen abwarten. Der vorige Auftritt habe ihn so ergriffen, daß er seine innere Ruhe wiedergewinnen müsse. Geräuschlos nahm er einen Stuhl und setzte sich ans Fenster. Ich begab mich in den blühenden Klostergarten hinunter, wo sich einige Genesende ergingen und mich bald in ein unterhaltsames Gespräch verwickelten.

Der Abendfrieden dämmerte im Arnotal, als wir beide, der Pfarrer und ich, wieder hinunterstiegen in die marmorne Stadt. Vorahnung des heiligen Karfreitags duftete herauf aus den florentinischen Gärten. Den Fackeln der Kriegsknechte auf der Kidronbrücke gleich, leuchteten die blutroten Kronen der „Judasbäume" aus dem dunkeln Grün. In Gedanken versunken, gingen wir nebeneinander her. Beim Abschiednehmen an derselben Stelle, wo wir uns am Nachmittag getroffen hatten, wies ich auf des Märtyrers Bild im Steinplattenpflaster: „Dieser Gottesstreiter hätte heute an Ihnen Freude erlebt." Der Prediger antwortete fest: „Hier in Italien muß der Evangelische unerschrocken auftreten. Ich habe mir gleich beim Antritt meines schweren Amtes Savonarolas letzte Worte aus dem Lenau'schen Epos zum Leitmotiv erkoren:

„Verbrennt man mich, seid unerschrocken;
Wenn meine Asche treibt der Wind,
So denkt, daß dies nur Blütenflocken
Vom schönen Frühling Gottes sind!"

„Morgen fliegt die Kolombine im Dom. Das ist ein alter Brauch aus früheren Jahrhunderten. Versäumen Sie nicht, der Handlung beizuwohnen," ermunterte man mich beim Mittagessen am Karfreitag. Auf meine Fragen beschrieb mir der Hausherr den Hergang:

„Vier mächtige Osterochsen ziehen den sogenannten „heiligen Karren" im Laufe des Vormittags vor das Hauptportal des Domes. Das pyramidenförmige Holzgestell trägt auf den verschiedenen Stockwerken je einen Kranz unter sich verbundener Knallkapseln und Raketen. Der Zwischenraum ist mit farbigen Papiersternen ausgeschmückt. Von diesem pompös aufgeputzten Karren führt ein Seil durch das Mittelschiff des Domes zum Hauptaltar. Beim ersten Schlag der Mittagsglocke faßt eine am Seil bewegliche Rakete in Form einer Taube Feuer und fliegt hinaus zum heiligen Karren. Dort entzündet sie die Knallkapseln und kehrt zischend zum Altar zurück. Fliegt diese „Taube" unbehindert hin und her, so soll nach der Ueberlieferung eine gute Ernte bevorstehen." (Schluß folgt.)

Buchbinderarbeiten von Fräulein Hahn.

Wir haben bereits neulich schon einmal über die Kunst des Bucheinbandes berichtet. Handelte es sich damals mehr um die Gelegenheitskunst einer vielseitigen Künstlernatur, so möchten wir heute auf ein berufliches Talent aufmerksam machen. Fräulein Elly Hahn in Bern hat sich ganz der gewerblichen Buchbinderei gewidmet. Sie beschäftigt in ihrem Atelier sogar eigenes Personal. Umsomehr ist es anzuerkennen, daß sie sich alle Mühe gibt, der guten alten Tradition des handgebundenen Buches nachzukommen.

Wie mannigfaltig sind nicht ihre Bucheinbände; jeden, den einfachsten wie den vornehmsten Einband, weiß sie mit derselben Liebe und Sorgfalt zu behandeln. Für jedes Buch sucht sie eine passende Hülle zu finden. Von den reich ausgestatteten Ledereinbänden sind es besonders diejenigen in Blinddruck mit den modernen, kräftigen Linienmusterungen, die uns gefallen. Es handelt sich hiebei fast ausschließlich um Stempelpressungen, zu denen Fräulein Hahn selbst die Vorlagen geliefert hat. Der Umstand, daß die Einbände mit dem Stempel gepreßt werden, verleiht gerade der künstlerischen Arbeit einen stärkern persönlichen Reiz. Ja, ein richtiger Bücherliebhaber sollte überhaupt seine eigenen Eisen besitzen, die er jeweils dem Buchkünstler zur beliebigen Verwendung für seine Bibliothekwerke überlassen könnte.

Für den einfachen Papp- und Halbpergamentband, der schließlich auch einem bescheidenen Geldbeutel gute Qualitätsarbeit zusichert, stellt Fräulein Hahn eigene Buntpapiere her. In ihrer großen Auswahl dienen sie bald als Vorsatzpapiere, bald als Ueberzugpapiere für den äußern Schmuck des Buches. Die Pflege dieses Kunstzweiges für den Buch-